

Planet Dresden 1: Der Blick der Kolonisatoren

Der Stadtschreiber, heißt es, soll einen fremden Blick auf die Stadt werfen. Ein fremder Blick ist der Blick eines Fremden. Also muß der Fremde, um das Fremde zu erkennen, sich selbst auf die Schliche kommen. Als Stadtgänger, Stadtgucker, Stadtleser versucht er zu erfahren, wie fremd er ist.

Wie jeden Forscher führt der Weg in die Fremde die Stadtschreiberin am Bekannten vorbei – auf dem Umweg des Vergleichens. Sie kommt aus Hamburg, und Hamburg begegnet ihr auf Schritt und Tritt. Käme sie aus Greifswald oder Baden-Baden, dann würde ihr kaum auffallen, was Dresden nicht ist. Beispielsweise die Elbe. Wenn sie durch die Auen geht, durch hohes Gras, niedriges Gras, auf Trampelpfaden, gepflasterten Wegen oder schmalen Asphaltbahnen, auf Strandkies oder tief in den Wiesen, vorbei an Bänken, Brückenbögen, Booten und Radfahrern ... dann taucht sie im Geist wieder unter die Betonpfeiler und himmelhohen Mauerschatten, riesigen Treppbefestigungen, Glaskuben, Bistroterrassen und Luxusfassaden längs des Hamburger Elbufers, nicht zu vergessen die Baugruben, Gerüste und Kräne. Hier aber schaut sie von einem Biergarten über einen wilden, weiten Grasteppich übers Wasser, an dessen Rand ein einzelner kleiner Angler steht, auf die Altstadtsilhouette und denkt dabei an den Blick der Investoren, unter dem in Hamburg noch jeder Politiker eingeknickt ist, jeder Bebauungsplan geändert, jedes Wasser- und Naturschutzgesetz aufgeweicht wurde. Dort wäre diese Aussicht schon längst privatisiert und die Öffentlichkeit mit einem als Konsummeile auffrisierten Laufsteg abg gespeist worden.

Gründe genug, einmal am Elbhang vom Blauen Wunder Richtung Neustadt zu laufen. Es ist der Tag vor der Entscheidung über das Weltkulturerbe – jener Titel, der das erste Hindernis auf dem Weg zu einer Betonisierung der Auen darstellt. Die Baustelle der Waldschlößchenbrücke im Kopf, noch ohne beglaubigtes Bild, schlägt sie sich unterhalb eines Zauns ans Ufer. Im tiefen Gestrüpp findet sich ein enger, abschüssiger Trampelpfad, und sie klettert zwischen Blättern und Dornen, immer knapp an den einzigen Passanten (Schnecken) vorbei, auf den Uferkies und wieder hoch. Endlich wird sie für ihre Hartnäckigkeit mit einem Weg entlang eines winzigen Yachthafens belohnt. Links der Fluß, rechts der Flußarm und verwunschene Villen am Hang. Stolz läuft sie auf dem Wall, bis sie auch frontal auf Wasser stößt und erkennt, dass sie auf eine Landzunge hinausgelaufen ist. Also zurück. Auf der Suche nach dem Uferweg kommt sie an Booten, Bootsanhängern und Schildern vorbei, Wassersport, Vereinsgelände, Ruderhaus und endlich ein hoher, mit Metallzacken bewehrter Zaun. Sportsfreunde, steht da, haben einen Schlüssel. Sie nicht.

Blaues Wunder. Sie wollte hinein, sie kann nicht heraus. Bis sie einen Haufen Betonplatten findet, klettert, springt. Auf erlaubtem Gelände sucht die Stadtschreiberin wieder nach einem Vergleich. Im April war sie in Afrika. Vielmehr, sie wollte nach Afrika, aber es war unmöglich, dort anzukommen. Obwohl sie die Luft des Kontinents atmete, einen klaren, durchsichtigen Pflanzengeruch wie Holz und Stroh, blieb sie in einer undurchdringlichen weißen Parallelwelt gefangen. Afrika – Inbegriff der Fremde - hat sie nicht gefunden. Vielleicht liegt Afrika an der Elbe, unentdeckbar?

An der Brückenbaustelle bekommt sie ein tieftrauriges Heimatgefühl und wünscht sich schnell wieder weg, in die Fremde, nach Afrika oder nach Dresden.

Planet Dresden 2: Dresdner Stimmen

Der Stadtschreiber lebt in einer Stadtschreiberwohnung, die ungefähr die Form der Stadt hat: ein langgezogener, bauchiger und spitzzulaufender Raum. Auf seiner ganzen Länge Fenster, und entlang der Fenster eine Veranda. Die könnte die Elbe der Stadtschreiberwohnung sein. Jenseits der Balkonelbe liegt die Stadt: am anderen Ufer. Man kann sie sehen und hören.

Unten fährt die Straßenbahn vorbei. Die Straßenbahn ist nach der Elbe der wichtigste Fluß der Stadt, tausendarmig und unermüdlich fließend. Direkt an der Stadtschreiberwohnung zweigen drei seiner Linien ab. Der Dreiklang des elektrischen Gongs tönt herauf und manchmal sogar die Stimme, Tramstimme, Traumstimme. Wenn die Stadtschreiberin versucht, sich die Trägerin dieser öffentlichen Stimme der Stadt Dresden vorzustellen, erscheint ihr ein Zwitter aus Hostess und Heiliger, Krankenschwester und Barfrau. Es ist, als würde sie nicht Stationen ankündigen, sondern die Kapitel eines exotischen Romans. Großenrainer Straße: Das behauptet sie nicht, sie haucht es. Vielleicht wurde sie ausgewählt, weil kein harter deutscher Laut zwischen ihren zweifellos sehr erotischen Lippen hervorkommt. Wie schafft sie es nur, das A in „Platz“ so weich klingen zu lassen wie in einem schwachen „Ach“, obwohl danach ein scharfes TZ platzt? Erst die dritte Trambahnfahrt bringt es zutage: Die Tram- oder Traumfrau schafft es tatsächlich, das TZ zu dehnen. Die Stimme rutscht darauf aus, und man gleitet mit. Moritzplatz. Ach, sag es nochmal: Moritzssplatzss!

Eine fremde Stadt kennenlernen: Mit den Lauten fängt es an, mit den Worten geht es weiter. Das wichtigste Wort verwendet die Stadtschreiberin schon nach wenigen Tagen selber oft und unwillkürlich. Geschrieben findet man es nicht, es ist ein Wort für Stadtsprecher. Das berühmte „nu“ hat eine Färbung zwischen „nü“, „nö“ und „ne“ (ein Dresdner erläutert es als „ne“ mit Nasal). Seine Bedeutung entspricht „ja“ (wie eben im griechischen „nai“, sprich „nä“). Doch es schillert, manchmal scheint es „jetzt“ zu heißen, ab und zu klingt es sogar wie „nein“ – insgesamt also eine Eingangsbestätigung, die an das indische Kopfwackeln erinnert, unentschieden zwischen Zustimmung und Ablehnung – unbestimmt, aber freundlich. Nuja.

Aber, wie gesagt, man muß die Stadtschreiberwohnung nicht verlassen, um die Sprache zu lernen. In ihrer dresden förmigen Wohnung stößt die Stadtschreiberin auf ein neues Wort, so bekannt-unbekannt wie das Wort Schlüpfen, das in andern Längengraden „Unterhose“ heißt und die dortigen Bewohner an Omas erinnert (das, was sie tragen und das, was sie sagen). Das andere alt-neue Wort begegnet ihr in der wunderschönen Erzählung des Dresdner Schriftstellers Jens Wonneberger mit dem Titel „Auf der Reise nach Himmelreich“ (1999 im Verlag Die Scheune erschienen, vergriffen und schändlicherweise bisher nicht mehr neu aufgelegt). Waschtasche lautet das Wort, mit zweimal SCH. Plaste heißt im Westen Plastik, aber Waschtasche? Die Stadtschreiberin muß lange nachdenken. Allenfalls Waschbeutel, aber ... ja, wirklich und wahrhaftig, eine Waschtasche nennt sich zwischen Freiburg im Breisgau und Flensburg lächerlicherweise „Kulturbeutel“. Auch wenn man es nicht glauben mag.

Für einen kleinen Moment ist die Stadtschreiberin ihrer Aufgabe gerecht geworden, einen fremden Blick (ein fremdes Ohr) auf Dresden zu werfen: indem sie sich selbst fremd wird. Und sie beschließt, derartige Erkenntnisse in einen „Kulturbeutel“ zu tun und ihn überallhin mitzunehmen, wo sie eine Fremde ist. Solange er nicht zu schwer wird.

Planet Dresden 3: Vom Umgang mit Zufällen

Zeigt der Besucher der Stadt, was besonders an ihr, oder die Stadt dem Besucher, was besonders an ihm ist? Ersetze „besonders“ durch „anders“ oder durch „fremd“: Es kommt auf dasselbe heraus. Wie bewege ich mich? Wie drücke ich mich aus? Verhalte ich mich richtig oder haarscharf daneben? Jede Abweichung ist ein Beweis – nur für was? Geht es um Ost gegenüber West, Sachsen gegenüber Preußen, Inland gegenüber Küste, Tal gegenüber Flachland, Dresden gegenüber Nichtdresden – oder sind die Unterschiede bloß Zufall? Da auf den Zufall kaum Verlaß ist, sucht der Fremde unwillkürlich nach Regelmäßigkeiten, um mit der Umgebung bekannt zu werden. Und mit sich selbst.

Die Stadtschreiberin trifft Einheimische. Am Telefon, auf einer Lesung, im Kino, in einer Kneipe, auf Stadtteilsten. Man tauscht Meinungen aus, erwähnt bekannte Gestalten, begrüßt oder beklagt den Lauf der Dinge, erzählt Geschichten. Nur eins geschieht nicht: Lästern. Nach kurzer Zeit beißt sich die Stadtschreiberin auf die Zunge und fragt sich betreten, ob sie vielleicht ein Schandmaul ist, ein Nörgler und ewiger Kritiker, respektlos und negativ. Gemeinsamkeiten zu entwickeln, indem man sich auf Ablehnungen einigt, das gehört nicht zu den Wegen zueinander. Wenigstens nicht heute. Wenigstens nicht in dieser Gruppe. Zufall?

Man sitzt zusammen, fährt zusammen im Auto, trinkt, geht spazieren, und man ist schnell per Du. Denkt sie. Aber dann fällt ihr auf: Sie selbst ist im Schwung des ferienhaften Einverständnisses ins Du gefallen. Nur in einem Fall wurde es spontan erwidert – von einem Rheinländer. Zufällig. Die andern schlagen erst dann freundlich ein, als die neue Anredeform offiziell erklärt und besiegelt ist.

Sollte die Regel darin bestehen, daß stets erst einmal das Umfeld abgesteckt sein muß, bevor man sich aufeinander einläßt? Selten ist die Stadtschreiberin so rasch über Familienrollen und Partnerverhältnisse aufgeklärt worden wie in der Dresdner Fremde. Ungefragt erfährt sie bei jeder ersten (oder spätestens zweiten) Gelegenheit, ob ihr Gegenüber liiert ist und, falls anwesend, mit wem. Anfangs fragt sie sich, ob sie diesen Klärungsbedarf provoziert hat. War sie zu unbefangen? Zu vertraulich? Etwa distanzlos? Dreimal nein. Sind also freilaufende Stadtschreiberinnen ohne erkennbaren Anhang per se beunruhigend? Vielleicht, überlegt sie, werden hier die Beziehungen ebenso scharf definiert wie ihre Gefährdungen. Warum haben so lebenswerte, entgegenkommende Menschen ein solches Unbehagen in zwischenmenschlichen Zwischenwelten, ein solches Bedürfnis nach klaren Verhältnissen? Wahrscheinlich ist alles nur Zufall ...

Am Ende steht eine vorläufige Zwischensumme aus kleinen Erlebnissen. Die deutliche Schwelle vom Sie zum Du. Die sanfte Weigerung, positive Gemeinsamkeiten durch negative Töne zu stiften. Die nachdrückliche Betonung privater Zugehörigkeiten und Abgrenzungen. Ein spürbares Mißtrauen gegen Ironie. Bloß keine Mißverständnisse ... Es ist, als dürften in dieser Gegend die Zuordnungen nicht dem Zufall überlassen werden. Und sie selbst? Es bleibt der Stadtschreiberin die befremdliche Ahnung, daß sie in der Gegend zwischen Ja und Nein, Nähe und Distanz, Positiv und Negativ zu Hause ist. Die sorgsam gepflegte Eindeutigkeit unter Dresdner Einheimischen gibt ihr das mulmige Gefühl, ihrer eigenen Natur nach zweideutig zu sein. Oder soll man sagen: zweiheimisch?

Planet Dresden 4: Von Klunkern und Schafen

Jeder Stadtschreiber erfindet seine Aufgabe neu. Wer schreibt hier wen? frage ich mich, wenn ich über meine zeitweilige Berufsbezeichnung nachdenke. Ich bin nicht hier, um Dresden zu beeindrucken, sondern umgekehrt: Die Stadt beeindruckt den Stadtschreiber. Fremde Blicke soll ich auf sie werfen, aber Entdeckungen mache ich nur, wenn sie auf mich, die Fremde, zurückguckt.

Schau mich an! Nirgendwo präsentiert sich eine Stadt den Fremden so aufreizend wie im Altstadt kern. Jedes historische Zentrum ist ein Blickfang. Es verspricht „echte Vergangenheit“. Die Barockfassaden am Neumarkt, poliert und versiegelt für und von millionenfachen Besucherblicken, sind das gepuderte Dresdner Decolleté, in dessen Mitte der geschliffene Klunker der Frauenkirche funkelt. Als ich zwischen hochgereckten Köpfen in die Runde schaue, fallen mir zwei Botschaften ins Auge. „Welcome Mr. President“ sagt ein Transparent zwischen frisch gegossenen Stuckgirlanden, und zwei Häuser weiter prangt an der Fassade von ca. 2007 die ehrwürdige Zahl 1765.

Mir fallen die Inschriften auf Hamburger Nachkriegshäusern ein – „zerstört 1943, wieder aufgebaut 1954“, und ich frage mich (von Berufs wegen buchstabengetreu), wo die Grenze zwischen Rekonstruktion und Fälschung anfängt. Was wird mein berühmter Besuchervorgänger und Nachfahre der Bombenwerfer von 1945 mit seiner immerhin über(präsidenten-) durchschnittlichen Intelligenz gedacht haben: „Die Deutschen haben die Vergangenheit gründlich wiederhergestellt“ – oder „Die Deutschen haben die Vergangenheit gründlich entsorgt“? Glücklicherweise lieben die US-Amerikaner – aus Mangel an Geschichte jenseits der toten Ureinwohner ihres Landes – die „echte“ Alte Welt. Man muß sich nur einmal in Disneyland umschaun.

In einer von Wunden übersäten Stadt ist ein wunder Punkt gepflastert worden – mit ausgewählten Schönheiten verschiedener Epochen. Kunstgeschichte oder Kunst statt Geschichte? Das Feuer von 1945 war das Finale einer Zerstörung, die 1933, spätestens 1939 begonnen hatte. Jetzt ist Stein darübergewachsen. Gras wächst ein paar hundert Meter weiter. Von den Brühlschen Terrassen gehe ich ostwärts in die kriegsversehrte Johannstadt und an der Ruine der Trinitatiskirche vorbei, quere schöne, teilweise leere Altbauzeilen und wende mich endlich zur Elbe hin. Zu spät.

Absperrungen, Erdaufschüttungen, Kräne. Ich stelle mir vor, wie die Autospuren nicht rechts und links abbiegen, sondern geradeaus über den Fluß führen werden. Unwillkürlich setze ich meine Zeitreise weiter fort. Ich sehe Landschaftsplaner, Historiker und Geldgeber, die sich nach irgendeiner zukünftigen Wende wieder einmal der Rekonstruktion widmen, alte Fotos vom grünen Ufer vor Augen, im Ohr das Echo ferner Erzählungen von freien Wiesen mitten in der Stadt. Sie wollen eine einzige, jahrhundertelange Epoche restaurieren – genannt die „Epoche der unberührten Natur“. Doch auch hier haben die Geldgeber das letzte Wort. Rückbau, sagen sie mit Blick auf die steinernen Promenaden, Ladenzeilen und maroden Luxushochhäuser längs des Dresdner Elbufers, ist zu teuer. Einer von ihnen grinst. Sie wollen doch nicht etwa einen Bombenangriff bestellen wie den vor hundert Jahren, oder?

Auf der andern Elbseite fahre ich in der Straßenbahn zurück. Auf der Seite des Ostrageheges weidet eine Herde Schafe. Mir ist, als schaute mich die Stadt vorwurfsvoll an. Beschämt über meine böse Phantasie senke ich den Blick auf die Zeitung. Im Ostragehege, steht da, wird eine neue Dresden-Arena geplant.

Planet Dresden 5: Der Geruch des Ostens

Wie steht ein Stadtschreiber zur Stadt? Schmückt sie sich mit ihm oder muß er sich den Posten verdienen? Hat er die Ehre oder gibt er sich die Ehre? Es ist ein bißchen wie mit dem Türöffnen: Bitte, nach Ihnen – nein, nach Ihnen! Zwar wird der Stadtschreiber für sein Dasein in der Stadt bezahlt, leben aber kann er davon nicht. Daher muß die Stadtschreiberin in diesen Tagen in Dresden Prüfungsarbeiten von Studenten eines fernen Literaturinstituts lesen. Dort steht, daß der Dozent verlangt, ein Schriftstellerlehrling müsse erst genau wissen, was er erzählen will, bevor er seinen Text aufschreibt. Die Armen, denkt sie. Wo bleibt da die Freiheit?

Beim Schreiben ist es wie in der Fremde: Nur wer das Ziel nicht kennt, kann etwas entdecken. In Dresden brauche ich dafür nur meine fünf Sinne und ein Verkehrsmittel. Immer wieder nehme ich mir vor, bis zu einer Endstation zu fahren, immer wieder zieht mich die Neugier vorher aus der Straßenbahn. Diesmal ist es die 1. Hinterm Großen Garten lockt ein Name: Altgruna. Die Dresdner Grammatik sagt mir, daß es sich um einen Dorfkern handelt – wie Altpieschen oder Altstrehlen, wo kleine Katen vom Landleben vor der Gründerzeit erzählen. Und wirklich, ich stehe auf einem Dorfplatz. Die Bewohner sitzen auf Bänken zusammen, Kinder spielen, Einkäufer schlendern, bleiben stehen, palavern. Daß der Treffpunkt ein großes, betoniertes Quadrat ist, umrandet von schnurgeraden Ladenzeilen, und die Katen fünfzehnstöckige Plattenbauten – das stört nicht.

Es ist heiß. In der feuchten Luft wartet ein unsichtbares Gewitter auf seinen Einsatz. Ich folge den Rentnern und Kinderfahrrädern unter den Hochhausschatten ins Grün. Ein kleiner Park mündet auf einen langgezogenen Wassergraben, hinter dem sich brusthohe Rohre höflich um dicke Bäume herumwinden. Ich schlage mich über eine kleine Betonbrücke mit alten Eisengeländern und laufe über den Wall, angekommen im Indianerland. Mitten in der Halbwildnis erstreckt sich eine riesige Garagenlandschaft, Zeile um Zeile in verwitterten Farben, blaßblau, blaßrot, hellgrau. Während ich längst zum Kind geworden bin und zwischen Grasnarben, Asphaltwüste, WBS-Panorama und wuchernden Vorgärten Verstecken spiele, verdichtet sich der Dunst, Wolken brauen sich zusammen. Da, mit einem Mal, ist er: der Ostgeruch. Eine Entdeckung? Eine Phantasie?

Oft habe ich gehört, wie der Westen im Osten roch, aus den Paketen oder im Inter-shop (irgendwas Feines, Sauberes, Seifiges muß es gewesen sein). Aber wie roch der Osten? frage ich jedesmal, wenn man es mir zu erklären versucht. Als Antwort beschrieb mir ein Dresdner eine Mischung aus Leim und „Barock“-Tinte. Doch in diesem Moment, in dem mir ein Schwall meiner eigenen (West-)Kindheit durch die Nase direkt ins Gedächtnis strömt, ist mir, als wüßte ich es besser. Der Ostgeruch, denke ich, muß ein sattes Aroma gewesen sein, Duftschwaden von Goldruten und Weidenröschen (die meine Mutter Trümmerblumen nannte), gebeizt mit der Bitterkeit warmer Dachpappe – und das am Umschlagspunkt von einer überreifen Trockenheit in ein Sommergewitter.

Wieder in Altgruna, fallen die ersten Regentropfen. Als ich in die 1 steige, bin ich tropfnaß – was daran liegt, daß ich unbedingt noch einen Zupfkuchen kaufen mußte. Also wieder an die Arbeit. Ob ich den alten Osten gerochen habe, weiß ich nicht. Nur dies: daß nicht der Student, sondern der Dozent des Literaturinstituts schlechte Noten verdient.

Planet Dresden 6: Märchen und andere Geschichten

Die Stadtschreiberin ist eine Fremde vom Dienst – eine Touristin mag sie nicht sein. Sie will sich nichts vorsagen lassen. Jedenfalls nicht von offiziellen Stellen; dazu hat sie ja ihren Reiseführer. Willkommen sind ihr nur die sanften Einflüsterungen der Trambahnstimme. Auch wenn sie die Stationen einiger Dresdner Strecken längst auswendig kennt, kann sie sich immer noch nicht satthören an den Ankündigungen mit ihren schleifenden tss-Lauten, die wie die Zwischentitel eines exotischen Reiseberichts klingen, in dem es Wunder, Fabeltiere, Monster und Wilde Männer gibt.

Mit meinen neuen Kenntnissen kann ich inzwischen selbst den Reiseführer spielen, und das tue ich, während ich mit meinem Besuch auf der Bautzner Straße nach Osten fahre. Als wir uns dem elbhangfressenden Monster nähern, müssen wir auf die Tramstimme verzichten und in den Ersatzverkehr umsteigen. Auf der Höhe Angelikasträße erzähle ich die Geschichte von der Angelikabuche, die kurz vor meiner Zeit in ihrem zweihundert-ten Lebensjahr gefällt wurde – leider ist es kein Märchen. Umso phantastischer erscheint der Titel „Am Weißen Adler.“ Also steigen wir aus, streunen zwischen Traumhäusern mit Traumnamen herum, werfen einen verzauberten Blick vom Dresdner Balkon und steigen schließlich in die Standseilbahn, um uns vom Hirschen zum Blauen Wunder abseilen zu lassen. Ein kleines Mädchen mit rotem Zopf sitzt allein am Kopf der Bahn. Inzwischen sind wir längst im Märchen angekommen.

Das aber findet ein jähes Ende, als auf den ersten Abwärtsmetern eine Durchsage beginnt, deren Scheppern und Quäken die kostbare Fahrt in eine Informationsveranstaltung verkehrt. Statt die Verwandlung von Berg in Tal zu verfolgen, kippen unsere Blicke zur Decke und suchen dort unwillkürlich nach dem Störenfried in Lautsprecherform. Welche historischen und technischen Seilbahn-Daten der unsichtbare Quälgeist abspult, weiß ich nicht, denn ich versuche, ihn durch eine Unterhaltung mit meinem Besuch zu übertönen. Das allerdings veranlaßt die Touristen, die ihre Reiseführer (in denen wohl dieselben Daten stehen) zugeklappt haben, uns zischelnd zur Ruhe zu mahnen. Nur das rothaarige Mädchen, das das Quäken vermutlich täglich überhört, schaut ungerührt durch die Frontscheibe in den pflanzengrünen Tunnel. Am Ende drängt die Männerstimme wie ein Hausierer zu einem Besuch der nahegelegenen Schwebebahn.

Nachmittags sitzen wir am Fluß und lassen die Sonnenreflexe auf unseren Gesichtern tanzen. Manchmal gluckst das Wasser wie in einem plötzlichen Schluckauf, und wir denken an den Butt in „Der Fischer und sine Fru.“ Doch auch dieses Märchen dauert nicht lange. Schuld ist nicht der herannahende Raddampfer: Der macht die Elbe zum Mississippi und uns zu Tom Sawyer und Huck Finn. Schuld ist die Lautsprecherstimme, die das Ufer mit Reiseführerprosa beschallt. Als uns das Schiff sein Heck zukehrt, entdecke ich den Namen „Gräfin Cosel“ und erzähle meinem Besuch von der Idee, daß die Alte immer noch im Burggefängnis sitzt und auf ihren Befreier wartet, bis endlich Winnetou aus Radebeul anrückt. Leider wird mein Privatmärchen von der Stimme eines Kajaktrainers unterbrochen. Von einem Motorboot aus dirigiert er seine Schüler – über Lautsprecher.

In diesem Moment beschließe ich, Dresden nur noch mit Ohrhörern zu erforschen. Wahlweise mit Heinrich Schütz oder Radiohead auf dem MP 3-Player. Und in romantischen Momenten mit „Summertime“ auf Repeat – am besten von Aretha Franklin.

Planet Dresden 7: Einmal Nacktbaden und zurück

Keine Frage: Stadtschreiber zu sein ist ein Privileg. Man mag streiten, wie groß es ist und ob es verdient ist, und dabei an einen Tausch denken – das, was die Stadt dem Stadtschreiber bietet, gegen das, was er ihr zurückgibt. Der Tauschwert, wußte Karl Marx, abstrahiert vom Nutzen und schafft ein berechenbares Äquivalent, dessen Maß die Arbeitszeit ist. Arbeitszeit? fragt sich die Stadtschreiberin (immerhin am Schreibtisch an einer Dresden-Kolumne arbeitend) – was heißt hier Arbeitszeit?

Was für ein Luxus! Es ist wie bei den anonymen Restaurantkritikern, die mit ihrer Genußfähigkeit auf Recherche gehen. Arbeit ist, wenn die Stadtschreiberin Kinos und Museen kennenlernt; wenn sie Lesungen und Konzerte besucht; mit Einwohnern plaudert; wenn sie flaniert oder besser herumstreunt; ja, Lästerzungen behaupten (und zu Recht): wenn sie im Biergarten sitzt. Warum nicht auch, wenn sie sonnenbadet? Schließlich kommt der Herbst, was eine torschlußspanische Gier nach Sonne hervorruft, ja eine sentimentale Rilke-Stimmung: Der Sommer war sehr groß ... wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr ... wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben ...

Also raus, die Sonne scheint: Es ist Arbeitszeit. Schon schließen die Dresdner Bäder. Ich habe versäumt, sie zu testen – öffentliche Freizeittflächen mag ich nicht. Auch bin ich weder im Alaunpark noch im Großen Garten zwischen Musik, Grills und Hunden auf dem Rasen gesessen. Nein, ich mußte Mal um Mal die Elbauen ausprobieren, als hätte ich nicht – trotz Mücken – gleich beim ersten herausgefunden, wie kostbar sie sind. Kein Gedrängel, Sonne satt, der Fluß eine rasant strömende Augenweide. Aber reinsteigen? Nun, ich möchte nicht erst in Meißen wieder herausklettern ...

Auch heute geht es mir nicht ums Baden. Trotzdem folge ich in der S-Bahn den blauen Flecken auf dem Stadtplan nach Dobritz. Gibt es einen schöneren Straßennamen als „Moränenende“? Eine schönere Straße sicher. Doch wo sie endet, wuchert es grün und gelb, der Fernsehturm ist nah, Kirchturm- und Schulglockentöne wehen einträchtig übers Gras, durch das ich stapfe. Fast habe ich mein Ziel vergessen, als plötzlich eine Wasserfläche glitzert und ein unbändiges Bedürfnis nach Schwimmen weckt. Schade, kein Badeanzug, denke ich, trete näher – und da sind sie: nackt, braungebrannt, Duchschnittsalter rentennah und äußerst friedlich.

War da nicht was? Hat nicht Johannes R. Becher („Schont die Augen der Nation!“) die nacktbadende Anna Seghers unbekannterweise eine „alte Sau“ genannt? Haben nicht in den Fünfzigern ideologische und handgreifliche Kämpfe zwischen avantgardistischem Schamverbot und ordnungspolitischem Entkleidungsverbot getobt? Hat nicht eine permanente Revolution zum Sieg der FKK-Anhänger gegen die „Augen der Nation“ und ihre Vopo-Vollstrecker geführt? Nun, an einer Revolution wollte ich schon immer mal teilhaben. Also Scham weg, Klamotten weg, rein in den See. Ein Handtuch ist natürlich auch nicht dabei. Aber siehe da, es fällt mir nicht schwer, mich von Wind und Sonne trocknen zu lassen – mindestens zehn Minuten aufrecht am Ufer stehend. Störend ist nur der schamlose Herr mit der Jeans am Leib.

Am nächsten Tag ist er da, der Herbst, doch das erfrischte Gefühl nach getaner Arbeit hält an. Mir ist, als hätte ich mich nicht nur im klaren Wasser kühlgeschwommen, sondern von einem bürgerlichen Relikt befreit: Es ist einfach von mir abgetropft. Nur ein Glück, daß mich niemand erkannt hat.

Planet Dresden 8: Warum es über die Neustadt nichts zu sagen gibt

Der „fremde Blick“, der von der Stadschreiberin verlangt wird, weicht – ob sie will oder nicht – über kurz oder lang einem anderen Zustand, der Vertrautheit oder sogar (leider, denn Stadschreiber ist man nicht für immer) einem Zuhause-Gefühl. Dann wird aus dem Befremden ein Wiedererkennen, aus der Offenheit Gewöhnung, und die Neugier schrumpft. Bei einer sicheren Gangart werden die Eindrücke beiläufiger. Mit einem Mal haben das Schöne und das Häßliche ihren festen Platz gefunden. Schade eigentlich. Nur der fremde Blick sorgt für Überraschungen, macht die Welt neu. Oder?

Warum schreibst du nicht über die Neustadt? wird die Stadschreiberin von Dresdenern gefragt, die ihre Beobachtungen von Altstadt bis Ostragehege, von Prohlis bis Laubegast und Radebeul verfolgen, von Pieschen mal ganz abgesehen. Hm. Ich bin gern in der Neustadt. Ich mag ihre Kinos: das winzige Casablanca, das immerhin auf dem Weg dorthin liegt, den lehmbräunen Schauburg-Klotz und das Thalia, wo es von der Bartheke zur Leinwand so viel Schritte sind wie von der Küche ins Wohnzimmer. Die Bars (nicht alle) mag ich sowieso, obwohl ich bei einigen vermissem, daß sie so lange offen sind wie es drangeschrieben steht, wenn man einen Abend einfach nicht beenden will. Ich mag die Ränder – an der Prießnitz, wo es stiller wird, am Alaunpark, wo sich die Blüten der bunten Republik übers Grün verteilen, am Hechtviertel, wo die wilde Neustadt einen bürgerlichen Traum träumt; und die Scheune mittendrin birgt Geheimnisse, die man dem äußeren Anschein eines Abenteuerspielplatzes nicht zutraut.

Warum also schreibe ich nicht über die Neustadt? Ich könnte die Geschichten davon weiterspinnen, wie dieser schlampige Phönix aus der in allen Grauwerten schillernenden Asche eines verrotteten Gründerzeitviertels mit bröckelnden Wänden, Braunkohleöfen und Halbe-Treppe-Klos aufstieg, wo Wohnen Besetzen hieß und der Abriß drohte. Ich könnte ein Loblied darüber singen, daß die Dresdner Neustadt ihre Eigenart als unprätentiöses Bohèmeviertel immer noch erhält, obwohl sie Alternativboutiquen und Nippesläden beherbergt, obwohl die Mieten steigen und Touristen durch die Hinterhoflandschaft trampeln. Trotzdem kommt es mir vor, als würde ich die Neustadt längst kennen. Obwohl sie ein Unikat ist, gibt es ihrer viele – bis die fatale Aufwertung namens Gentrifizierung sie gleichschaltet: Möge die Neustadt davor bewahrt bleiben.

Über die Neustadt gibt es nichts zu erzählen, weil in ihr dasselbe geschieht wie in allen alt gewordenen Vierteln, die von der Obrigkeit vernachlässigt oder in Ruhe gelassen werden. Es sind Labyrinth mit Schatzkammern, in denen nicht Geld gehortet wird, sondern Phantasie; mit Nischen, in denen Träume wuchern; und mit allerart Rauschmitteln – vom Alkohol über die zugelassene Zigarette und die Wasserpfeife bis hin zu der Chemie, die entsteht, wenn sich wahlverwandte Elemente am richtigen Ort finden und kreuzen. Solche richtigen Orte gibt es hier mehr als anderswo. Sogar eine Straßenecke oder Haltestelle kann zum Schauplatz der einen, altbekannten Geschichte werden, die jedesmal neu erlebt wird, wenn sich Jugendliche wie Erwachsene und Erwachsene wie Vierzehnjährige fühlen. Deshalb bleibt die alte Neustadt jung, solange sie nicht vom Jugendwahn der Yuppies heimgesucht wird. Keine Werbung also! Schlafende Hunde soll man nicht wecken. Mehr schreibe ich daher nicht über die Neustadt. Ich habe ohnehin schon fast zu viel ausgeplaudert.

Planet Dresden 9: Citygedanken

Haben Sie auch ein peinlichstes Lieblingslied? Das der Stadtschreiberin ist seit einiger Zeit ein Song von Element of Crime, getextet und gesungen von dem Schriftsteller Sven Regener, mit dem Refrain: „Bei mir geht überhaupt nichts mehr / Weil sich alles um dich dreht / Seit der Himmel jeden Morgen / Deine Augenfarbe trägt.“ Ist so, tut mir leid. Alte Paare wissen oft nicht mehr, wie die Farbe der Augen des bzw. der andern ist, in die sie damals mit klopfendem Herzen geschaut haben. Nun, der Himmel über Dresden ist immer noch blau (sobald sich der Morgennebel gelichtet hat), und immer noch sehe ich die Stadt mit fremden Augen, begeistert, erschrocken, überrascht.

Dabei hilft mir neuerdings ein Fahrrad und damit eine neue Perspektive. Statt über den Füßen auf den Gehwegen oder hinter Tram- und Busfenstern flitzen die Blicke jetzt häufig im mittleren Tempo durch die Stadt, neue Strecken inbegriffen. Die erste führt auf den Elbuferweg zwischen Pieschen und Übigau, vorbei am Ballhaus Watzke – dem „hot spot“ in meiner Nähe. Als ich am ersten Abend hinspazierte, sprang mir an der idyllischen Flußbiegung zunächst nur ein leuchtender Glasklotz ins Auge. Wer keinen Hunger auf Burger hat, übersieht solche Futterstätten, doch im Schatten des Watzke läßt es sich gut leuchten. Geblendet von der Neonschrift „Burger King“, entdeckte ich das altherwürdige Riesengebäude gegenüber erst auf den zweiten Blick.

Aber Burger King bleibt Burger King, genauso wie Mediamarkt auch in Altstadtnähe Mediamarkt bleibt. Deshalb besichtige ich auch am heutigen Samstag nicht die neue Centrumgalerie. Statt mich von einem weiteren geklonten Shop-Molekül anöden zu lassen, drehe ich eine Runde durchs Ostragehege und über die Marienbrücke zurück ans Nordufer. Am Neustädter Hafen grüße ich den grüngestreiften Schornstein und den bronzenen Lastenträger, ich winke zu dem kleinen Hotel City-Oase an der grün überwucherten Hausecke im alten Industriegebiet, schlängle mich an dem fröhlichen Wildwuchs der Strandlokale vorbei, den Korbsesseln von Puro Beach und den Volleyballspielern von City Beach, und nähere mich zwischen Randgras und Gartenhäusern dem Pieschener Hafen, der in unfrisierem Charme glitzert, obwohl die Undine von der Mole davongeschwommen ist.

Nichts ist poetischer und eigenwilliger als solche Gegenden, die nicht geplant wurden, sondern sich von selbst zu dem entwickelt haben, was sie sind. Sie machen Dresdens Gesicht aus, denke ich, als ich vom Ufer wegbiege. Aber vom Gesicht zur Vision sind es nur ein paar Meter. Auf der Leipziger Straße überfällt mich ein böser Tagtraum. Liegt es daran, daß ich mit dem Fahrrad fahre, wie in meiner Stadt? Liegt es an City-Oase und City Beach? Ich sehe mich dieselbe Strecke fahren, doch sie unterscheidet sich von Hamburg so wenig wie Burger King von Burger King. Das Dresdner Gesicht ist geliftet: der Neustädter Hafen ein Yachthafen, der Schornstein weg, und der Lastenträger schaut auf Betonpoller und Stahlgeländer. Richtung Pieschen ist der Fahrradweg begradigt, Oase und Strand sind schicken Wohnblocks der Flußblick-Klasse gewichen, und die Mieten ...

Eine gnädige innere Flutwelle spült meine Cityphantasien weg. Nein, der Schrecken der Hamburger Hafencity in Kleinformat ist nicht in Dresden angekommen. Der Beweis findet sich am Hauseingang unter meiner Stadtschreiberwohnung. Wäre es soweit, dann stünde auf dem Briefkasten garantiert „City-Writer.“ Doch da steht Stadtschreiber, und der Himmel ist noch immer blau, nicht grau.

Planet Dresden 10: Wir sind ein Volk

Auch in scheinbar friedlichen Gegenden bricht ab und zu mal ein Ausnahmezustand aus und treibt die Bewohner in die Flucht. Etwa wenn Obama nach Dresden kommt oder in Köln der Karneval losgeht. Letztes Jahr mußte ich am langen Wochenende des 3. Oktober meine Stadt verlassen. Tag und Nacht verstopfte Straßen, Lautsprechergebrüll, redenschwingende Chefpolitiker, Freßmeile, Showprogramm, Barkassenparade ... Das Ausmaß der Misere wurde nachträglich im „positiven Fazit“ der Hamburg Marketing GmbH beziffert: über eine halbe Million Besucher – trotz des üblichen Regionalwetters (Dauerregen).

Dieses Jahr war es Honeckers Fast-Geburtsort Saarbrücken, der den Gewinn der deutschen Einheits-Zentralfeier einheimste. Die Stadtschreiberin dagegen verbrachte quasi von Amts wegen den einzigen bundesgesetzlichen Feiertag in Dresden – und damit zum ersten Mal im Osten. Egal wo, es ist nicht gerade einfach, den Jahrestag einer friedlichen Vereinigung angemessen zu begehen, wenn eine erdrückende Beweislast dafür spricht, daß es sich um eine Vergewaltigung handelte – daß also Herr West über Frau Ost herfiel, sobald sie das Käfigtürchen geöffnet hatte, und ihr seither (in erfolgreicher Spekulation auf ihre korrupten Anteile) seine zweifelhaften Segnungen aufzwingt. Beweis Nr. 1: Kaum hatte sie den Mut zu sagen *Wir sind das Volk*, da überschrie sie schon der lüsterne Nachbar: *Wir sind ein Volk!*

Mal gucken, ob das stimmt, beschließt die Stadtschreiberin versöhnlich. Immerhin gibt es am heutigen Tag viele Einladungen an das Volk, sich zu einigen, etwa zum Tag der offenen Moschee. Zwar birgt der prächtige Moscheebau der Stadt keine echte – sonst würde er wohl kaum widerspruchslos geduldet –, aber einige echte Moscheen finden sich in weniger prächtigen Häusern. Zum Beispiel in einem kleinen Flachbau, der früher der DREWAG als technisches Gebäude diente. Auf dem Rasenstück davor schwatzen zwei Frauen neben zwei Kinderwagen, und ich traue meinen Augen nicht: Eine von ihnen trägt ein großes schwarzes Kopftuch über einer roten Bluse, und der lange Rock ist, nein, nicht nur gelb, sondern tatsächlich golden.

Wenn das kein Beweis für ein einig Volk ist! Ich bitte die Muslimin, sie fotografieren zu dürfen, worauf sie sich ausschüttet vor Lachen – sie hat gar nicht bemerkt, daß sie sich heute in den deutschen Nationalfarben gekleidet hat. Drinnen werden schüchterne Besucher von ihren Gastgebern mit guten Worten, Essen und Getränken versorgt. Bald sitzt die Stadtschreiberin bei Reis und Salat im Hinterzimmer, wo ein syrischer und ein deutscher Deutscher über Vor- und Nachteile der Sächsischen Schweiz diskutieren, und fachsimpelt mit einem Tunesier über die Verbindung von Armut, Dummheit und Ausländerhaß. Doch irgendwann wird ihr die Einigkeit zuviel. Sie unterbricht ein Loblied des Syrers auf die deutsche Toleranz mit der Frage, ob er mit seinen dunklen Haaren und betörend (das sagt sie nicht) schwarzen Augen abends zu Fuß durch, na, den oder jenen Dresdner Stadtteil spazieren würde.

Die Antwort läßt die Utopie platzen: „Würden Sie Ihre Hand freiwillig in ein Schlangennest stecken?“ Zu seiner Sicherheit, erklärt der Mann, bewege er sich nie ohne Auto durch die Stadt, nicht mal in der Straßenbahn. Später, in der Linie 4, blättert die Stadtschreiberin in ihrem Geschenk, einem deutsch-arabischen Koran, und überlegt, warum das Reden über Schlangen bei arabischem Gratis-Essen mehr Einigkeit erzeugt als Sonntagsreden bei bezahlter Bratwurst.

Planet Dresden 11: Warten im Park

Aus dem bleifarbenen Himmel regnen kalte Tropfen, aus den Bäumen welke Blätter, Dresdens grüne Lunge ist grau. Melancholisch streife ich durch den Großen Garten und denke an die Stadt, in deren Nähe ich aufwuchs. Deutscher Herbst, das war die bleierne Zeit, als ich neunzehn war. Stuttgart-Stammheim war die Endhaltestelle der Linie 15, erkläre ich meinem in Halle aufgewachsenen Gefährten. Im Stammheimer Hochsicherheitstrakt starben vier RAF-Terroristen, und an jeder Straßenecke standen Uniformierte mit Maschinengewehren. Wir nannten es Polizeistaat. Aber was soll's? Hier und heute heißt Deutscher Herbst Aufbruch und Befreiung.

Vergangene Woche ist der Revolutions-Countdown zum 20. Mal abgelaufen. Und während wir übers nasse Gras stapfen, rennen unsere Jungs auf dem Kunstrasen im Moskauer Luschniki-Stadion dem Sieg in der WM-Qualifikation entgegen. Das Ergebnis erfahren wir im Carolaschlößchen. Oben steuert eine Hochzeitsfeier auf die Tanzphase zu, unten wärmen wir uns mit Kakao und Chardonnay auf. Beim langsamen Walzer bestellen wir ein Taxi. Während wir warten, bricht oben die DDR-Jugend an. *Er sprach von Liebe*, singt Ute Freudenberg, *sie sprach von Träumen*, brüllen die Tanzenden. Da kommt der Wagen. Doch wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Vor uns geht eine Schranke nieder, obwohl weit und breit keine Parkeisenbahn zu sehen ist. Der Fahrer stellt den Motor ab.

Moskau, Moskau, tönt es vom Carolaschlößchen, *wirf die Gläser an die Wand, Rußland ist ein schönes Land*. Fasziniert betrachte ich den kleinen Schrankenwärter mit Dienstmütze und rotem Schlips, der unter den Augen eines uniformierten Erwachsenen fleißig an der Winde dreht, und reise rückwärts. *Liebe schmeckt wie Kaviar*, und die Pioniereisenbahn klingelt fröhlich einer volkseigenen Zukunft entgegen. Endlich hebt sich die Schranke, der Fahrer läßt den Motor an – da ruckelt sie und senkt sich wieder. Was ist los? fragen wir den Pionierleiter. Die nächste Bahn ist angemeldet, bellt er. Kann man uns nicht vorher durchlassen? Des dürfe mer ni!

Alt wie ein Baum möchte ich werden grölen die Hochzeitgäste, Paul und Paula tauchen aus dem Dunkel der Zeit. Frierend marschieren die Pioniere auf und ab, im Auto wird es kalt, und ich denke an den Deutschen Herbst. Habe ich nicht am Morgen des 9. Oktober in der Leipziger Innenstadt berittene Polizei patrouillieren, nervöse Verkehrsstreifen die Zufahrten und Sicherheitsleute die Nikolaikirche beschützen sehen? *Alle meine Träume fang ich damit ein, zwischen Himmel und Erde zu sein*, singen die Puhdys. Wenigstens haben wir die Russen rausgekickt, brummt der Taxifahrer. Wo er recht hat, hat er recht. Nur die Uniformen sind geblieben.

Zehn Minuten dauert es, bis die angemeldete Bahn ordnungsgemäß eingelaufen, abgefertigt und weggefahren ist. Die Schranke hebt sich, und zum Abschied erklingt *Einmal wissen dieses bleibt für immer*. In der Stadtschreiberwohnung lese ich, daß die Dresdner Pioniereisenbahn die älteste in der DDR war. Bei Youtube klicke ich *Am Fenster* von City an. Ein gewisser Kobaeins kommentiert den Song: „Ich durfte es live hören! Es war eine schöne Zeit, da durch den Wettstreit der Systeme es den Menschen verhältnismäßig gut ging. Heute ist man eine Nummer und Kostenfaktor. Nur Mensch darf man nicht mehr sein ...“

Planet Dresden 12: Im Zug nach Dresden

Mit den Orten ist es wie mit den Menschen: Manchmal erfährt man aus der Ferne mehr vom andern und dem eigenen Verhältnis zu ihm. Die Stadtschreiberin hat die Woche in Frankfurt am Main verbracht und, ehrlich gesagt, weder in der synthetischen Luft der betonummantelten Neonkuben auf der Buchmesse noch in den konfektionierten Hotelstunden Platz für Dresdner Reminiszenzen gefunden. Erst eine Stunde vor der Abfahrt kam ihr ein unfreiwilliges Bekenntnis über die Lippen, als sie sich mit den Worten verabschiedete: „Ich fahre jetzt nach Hause.“ Um Himmels willen! Wäre es so, dann könnte ich gleich einpacken. Mein Vertrag mit der gastgebenden Stadt besteht darin, fremd zu sein – und es gibt ohnehin nichts, was mir lieber wäre, in Dresden und anderswo.

Auf der Rückfahrt machte ich mir, Blick in die dämmernde hessische Landschaft, ein paar gelehrte Gedanken über das Fremdsein. Gast und Fremder ist bekanntlich im Griechischen dasselbe Wort; ein ungebetener Gast wäre da eine ähnlich absurde Kombination wie ein unschuldiges Opfer. Nur die Barbaren, die andere Götter anbeteten und eine unverständliche Sprache sprachen, wurden als Außenseiter und Eindringlinge betrachtet. Als mir das einfiel, erinnerte ich mich an die barbarische Ausdrucksweise einheimischer Fremdenhasser: „Ausländer raus, Touristen willkommen.“ Im Kleingedruckten dieser Kriminellen sind Ausländer nämlich immer dann kriminell, wenn ihnen das Geld nicht locker in der Tasche sitzt und keine Kamera vorm Bauch hängt.

In Thüringen und Sachsen blätterte ich, da im Zugfenster ohnehin nur noch mein Spiegelbild zu sehen war, die ungelesenen Zeitungen durch, die ich aus Dresden und in Frankfurt mitgenommen hatte. In der FAZ stand ein lobender Artikel über die „funkelnden“ Waben um die „schaudererregend“ riesige Fläche der Dresdner Centrumsgalerie, und in einer sächsischen Zeitung entdeckte ich den Hilferuf: „Wer hat die beste Idee für den Dresdner Tourismus?“ Begründet wird der Alarm mit zwei Behauptungen: „Nach wie vor sinken die Besucherzahlen der Stadt“, und: „Hinnehmen will das keiner.“ Nun sind zwar die Touristenzahlen gestiegen (gegenüber 2008 haben allein 50 % mehr Russen die Dresdner Frühstücksbüffets bevölkert), und das Preisgeld von 1500 Euro ist wirklich läppisch – aber ein Porzellan-Kronentor will ich mir nicht entgehen lassen!

Wie wäre es, wenn man als Stadtschreiber künftig einen gutaussehenden, mehrsprachigen, singenden und tanzenden Touristen-Begrüßgustav anstellte, der – oder besser noch: die – täglich als Animateurin auf dem Neumarkt aufträte? Ein von Logos flankierter Laufsteg, ein knappes Kostüm, ein Mikrophon, ein ohrwurmträchtiger Dresden-Song, und am Schluß werden günstige Einmal-Navis verkauft (die Luxusausgabe in Porzellan), die zu den Sehenswürdigkeiten, Restaurants und Geschäften führen. Diese würden wiederum das Stadtschreiberamt mitfinanzieren, das von seinem schillernden Fremden-Image befreit wäre und endlich eindeutig der Standortpolitik dienen würde. Auf diese Weise könnte man über den Kreis der Literaten hinaus auch Prominenz aus Film und Fernsehen für den Posten rekrutieren, zum Beispiel ...

Da, leider, unterbrach mich die Zugführerin: In wenigen Minuten erreichen wir Dresden-Neustadt. In der Fensterscheibe schaute mir eine befremdete Stadtschreiberin entgegen. Ist ja nicht so gemeint, flüsterte ich ihr zu und schnappte meine Tasche. Auf dem Bahnhofsvorplatz schimmerte freundlich der feuchte Asphalt. Willkommen!

Planet Dresden 13: DD, HH, BB und ich

Es gibt Leute, die meinen, ein Doppelinitial sei ein gutes Zeichen. Ich bin jedenfalls zufrieden mit meinem „DD“, vor allem, seit ich in Dresden wohne. Besonders gefallen mir die Kennzeichen DD-DD, die mich an dieselbe Schnapsidee der Hamburger erinnern: HH-HH. Kurz nach mir zog aus HH eine Frau nach Dresden, die viel wichtiger ist als eine Stadtschreiberin: Bettina Bunge (vormalige Bereichsleiterin Marketing in der Hansestadt, jetzt Geschäftsführerin der Dresden Marketing GmbH). BB und ich, wir haben nicht nur Doppelinitial und Ortswechsel gemeinsam. Glaubt man der Presse, so erging es ihr ähnlich wie mir: „In ihren ersten Tagen hier kam sie aus dem Staunen nicht heraus, was Dresden zu bieten hat.“

Gar so erstaunt war ich allerdings nicht, denn ich hatte nichts anderes erwartet. Daß ich das große Los gezogen habe, wußte ich schon, bevor ich einen Fuß in mein Wunschexil gesetzt hatte. Von allen Seiten hagelte es Glückwünsche. Dresden? Hast du es gut! Viel Spaß in der schönen Stadt! Grüßen Sie mir das schöne Dresden! Ich wollte schon immer mal (wieder) nach Dresden ... Und da die Stadt laut der Ex-Hamburgerin BB „jetzt dringend wieder eine positive Berichterstattung braucht“, betone ich: Weder das Stipendium im bezaubernden Schloß von Achim und Bettina von Arnim in Wiepersdorf noch das im Landhaus des Verlegers Heinrich Maria Ledig-Rowohlt bei New York waren auf ein so einhellig positives Echo gestoßen wie mein bevorstehender Aufenthalt in Elbflorenz. Ja, als wäre das nicht genug, berichten seither buchstäblich alle meine Besucher, daß jeder, dem er oder sie vom Kurztrip hierher erzählte, denselben bedingten Reflex zeigte: Ach, das schöne Dresden!

Von so einem Image können andere Städte nur träumen. Hannoveraner oder Duisburger lieben ihre Stadt nur „trotzdem.“ Aber in Dresden ist es umgekehrt. Dieses schöne Nest ist voller Nestbeschmutzer, die ihre Stadt in Gefahr sehen. Sie mäkeln an allen Baumaßnahmen herum: den historischen (Barock des 21. Jahrhunderts), den verkehrstechnischen (Autos statt Bäume) und den sozialen (Hafencity für Reiche). Statt dessen wollen sie Dresden ein Klokino und ein neues Konzerthaus aufdrängen. Sogar meine Wochenendbesucherin fing mit der Krittelei an. Beim Spaziergang zum Blauen Wunder schaute sie von der Saloppe auf die Altstadt zurück und schimpfte, daß sie zum letzten Mal diesen Blick erlebe und hier nie mehr diese gedämpfte Elbtalakustik werde genießen können. Also erklärte ich ihr, daß es zur gedämpften Akustik beiträgt, mit dem Geschrei aufzuhören und den Bau der Waldschlößchenbrücke stillschweigend hinzunehmen.

Leider habe ich vergessen, ein optisches Argument ins Feld zu führen. BB findet, man müsse Dresden „immer wieder neu ins Licht setzen.“ Da ist die Brücke ideal. Gut beleuchtet wird sie sein, und die Autos werden ein übriges tun – wenn auch erst nächstes Jahr. Deshalb hat Frau Bunge gerade die Werbekampagne „Dresden bringt Glanz in den Winter“ angekurbelt. Sie weiß halt, wie man Dunkelmännern und Schwarzmalern begegnet, denn solche gab und gibt es auch in HH. Zur Zeit kursiert dort eine subversive Petition der „Bewohnerinnen und Bewohner Hamburgs, die kein Standortfaktor sein wollen.“ Darin steht: „Wir weigern uns, über diese Stadt in Marketing-Kategorien zu sprechen. Eine Stadt ist keine Marke. Eine Stadt ist auch kein Unternehmen. Eine Stadt ist ein Gemeinwesen.“ Woher ich das weiß, hier in DD? Nun, ich lese alles durch, worunter ich mein DD setze.

Planet Dresden 14: Winterzeit im Weinberg

Es werde ihn vielleicht nur ein einziger Vers überdauern, hat Heinz Czechowski seinem jungen Dresdner Kollegen Renatus Deckert anvertraut – ein Vers aus dem Gedicht „An der Elbe“ von 1962. Dieses Gedicht, ein Liebessonett, sprach vom Zuhause sein, vom Glücklichein und der „großen Schönheit der Welt.“ Später erklärte Czechowski die Schönheit für Illusion und strich die Zeilen, die ihm die Elbe und die Liebe eingeflüstert hatten, bis auf die erste – eben jene, der er Bestand über seinen Tod hinaus zubilligte: „Sanft gehen wie Tiere die Berge neben dem Fluß.“ Jetzt ist Heinz Czechowski, der vor 14 Jahren Dresdens erster Stadtschreiber war, tot, und die sanften Tiere sind – folgt man den Nachrufen – wirklich sein Epitaph geworden.

Als ich den Vers im Sommer entdeckte, öffnete er mir die Augen. Natürlich hatte ich erlebt, wie es ist, wenn man auf der Autobahn den letzten westlichen Hügelzug überwindet und die Stadt unten liegen sieht; ich war auf dem Dresdner Elbhang herumspaziert, die Hügelkämme auf der Südseite habe ich täglich vor Augen, und den ersten Blick vom Luisenhof werde ich nie vergessen. Aber erst dieser Satz mit dem vorangestellten Verb, das den Hügel-Tieren ihre schaukelnde Bewegung verleiht, hat mir gezeigt, daß die Berge um das Dresdner Elbtal lebendig sind. Daß sie wandern, die Farbe wechseln, daß sie mal ankommen und mal weggehen und daß sie zugleich fliehen und bleiben, wie der Fluß, den sie begleiten.

Jetzt, im Herbst, verkriechen sie sich früh ins Dunkel. Wer auf die Tierrücken klettern will, sollte sich zeitig aufmachen. Auf dem Weg nach Radebeul sehe ich sie hoch über den Häusern glänzen, und beim Aufstieg zwischen lodernden Bäumen und Rebenzeilen, deren frühlingshelle Blätter im Gegenlicht transparent erscheinen, freue ich mich auf den buchstäblich erhebenden Moment, in dem ich von der lichten Höhe auf die Schattenwelt hinunterschauen werde. Aber wie es Fremden so geht, sie finden selten den direkten Weg, und ich verliere mich in den Hügeleinschnitten wie zwischen allzu vielen Kamelhöckern und muß fürchten, auf der anderen Seite wieder runterzurutschen.

Zu allem Überfluß ist seit einer Woche Winterzeit, und allmählich sinkt jenseits der Weinberge die Sonne, während ich über die Dörfer laufe, wo die Tiere weniger sanft („Vorsicht freilaufender Bulle – Lebensgefahr“) und weniger groß sind (Kühe, Schafe, Gänse). Jeder Einschnitt, jeder Feldweg zurück zum Dresdner Talhang endet an Zäunen und Privatgrundstücken. Als ich auf der verlassenen Panoramaterrasse der Weinbergschenke Zum Pfeiffer endlich Aussicht ins Tal gefunden habe, verschwindet der rote Feuerball hinter der gegenüberliegenden Hügelkarawane. Ich aber muß, wenn ich nicht auch den Hügel hinunterrollen will, umkehren.

Der ortskundige Mond geht auf, bescheint die asphaltierten Sträßchen und lenkt mich endlich fürsorglich an den Rand des schönen Abgrunds. Im letzten Dämmerlicht bewundere ich das Spitzhaus, das ich vorher auf dem Berg habe sitzen sehen wie eine Sänfte, und kurz darauf sitze ich unterm Bismarckturm und rauche eine Zigarette, weil mir der Blick über die Weite des glitzernden nächtlichen Tals ohnehin den Atem nimmt: Wieder einmal hat mir ein Umweg etwas Neues geschenkt. Außerdem weiß ich jetzt, daß die sanften Tiere auch im Dunkeln ein Eigenleben führen. Auf dem Weg treppab durch die Weinberge denke ich an ihren Entdecker Heinz Czechowski. Wo, wenn nicht hier, kann man ihm dies wünschen: Ruhe sanft!?

Planet Dresden 15: Gewürztorte

Heute bin ich um 17 Uhr in die Stadtschreiberwohnung zurückgekehrt. Um 17 Uhr ist es dunkel. Als ich nach Dresden zog, war noch nicht einmal Sommersonnenwende, und die Wintersonnenwende werde ich hier nicht mehr ... Es ist zum Heulen. Also lassen wir das. Um den Striezelmarkt tut es mir jedenfalls nicht leid (so leid es mir tut). Mit Stollen kann man mich jagen: Er müßte schon ohne Rosinen sein, und dann wär's keiner. Backen kann ich ohnehin nicht. Trotzdem habe ich heute ein Rezept mitgenommen – ein Rezept von Helga aus Pesterwitz, für die Gewürztorte, die ich dort gegessen habe. Die war phantastisch, das schwöre ich. Helga heißt allerdings nicht Helga. Ihr Mann Rainer heißt nicht Rainer, sie leben auch nicht in Pesterwitz, und Helga hat mir nicht erlaubt, über sie zu schreiben, sie weiß es nicht einmal.

Nur eins ist sicher: Sie wäre mir nicht böse, wenn sie's wüßte. Es ist halt ein Risiko, einer Stadtschreiberin, einer professionellen Plaudertasche also, Geschichten aus dem Leben zu erzählen. Helga gehört zu der Generation, die ihre frühe Kindheit in Bunkern verbracht hat, die Identifizierungsplakette um den Hals – und das heißt: nicht in Dresden. Dorthin wurde sie evakuiert, um den Bomben auf die Hauptstadt zu entkommen. Am 13. Februar 45, erzählt Helga, war die Senke neben dem Dorf, zehn Kilometer vom Zentrum entfernt, schwarz von Menschen. Der Winterhimmel aber war taghell, die Temperatur wie im Hochsommer, und die Sechsjährige rannte, um die Silberfäden zu fangen, auf die mit Lametta behängten Christbäume zu, die vom Himmel fielen.

Zwei Jahre später wurde sie nach Westen zur Erholung geschickt. Seither hat Helga Tunnelangst, denn der Weg über die Grenze ging über die unsichtbaren Schwellen durch den Eisenbahntunnel, und die Angst lief mit, die Angst der Frauen vor den Unbekannten, die darin gern mal eine überfielen, beklaute und umbrachten. Helga schaffte den Weg zurück. 35 Jahre später beschloß ihr Sohn, den umgekehrten Weg zu gehen und einen Ausreiseantrag zu stellen. Die Pro- und Contra-Listen hatte er da hinter sich, die Wartezeit vor sich. Keiner wußte, warum Helga abmagerte. Zwei Jahre lang machte man ihnen die Hölle heiß. Als eines Tages die Wäsche im Schrank durcheinanderlag, war es keine Überraschung. Und als der Sohn seine Tasche packen mußte, war Helga zur Kur – auch das kein Zufall.

Warum sie mir das alles erzählt hat? Weil ich sie gefragt habe, ob sie gern ein Mensch wäre, der Geschichte macht. Nein, sagt sie im Brustton. Und dann erinnert sie sich, wie sie eines Nachts Anfang Oktober 1989, schnippschnapp, die Fahnen an der Fassade ihres Dresdner Mietshauses kappte. Wie Rainer, der Malermeister, Transparente malte: „Kein Machtmonopol der SED!“ „Zulassung des Neuen Forum!“ Wie ihr die Fahnenstange auf den windigen Brücken aus den Händen zu kippen drohte. Da ging es uns nur um die Verhältnisse hier, sagt Rainer. Und die kleine Helga erzählt, wie groß sie wurde und puterrot, als später eine Bekannte tönte, sie sei dabei gewesen: „Du nicht!“ rief sie mit in die Hüfte gestemmt Händen.

Helga heißt nicht Helga, sie könnte auch Inge oder Otto oder Annemarie heißen, denn es gibt viele Geschichten aus den letzten siebzig Dresdner Jahren und viele, die sie erzählen können. Die wenigsten aber haben wie Helga Geschichte gemacht, ohne es sich anheften zu wollen. Und die Gewürztorte macht ihr sowieso keiner nach. Äpfel sind drin, Walnüsse, Mehl, Eier, Zimt und Nelken – mehr verrate ich nicht.

Epilog: Der fremde Blick

Vor einigen Tagen hat die NASA auf dem Mond Wasser entdeckt. So ging es auch mir, als ich auf dem Planeten Dresden landete. Ich lief über die Auen, das weichste Bett, das man einem Fluß machen kann, und war neugierig auf das Land, das zu diesem Wasser gehört. „Böhmen liegt am Meer“, hat Ingeborg Bachmann gesagt. Ich nannte es nicht Böhmen, ich nannte es Afrika – nach dem Kontinent, der sich sprichwörtlich allen Forschern entzieht. Für ein halbes Jahr lag mein Afrika an der Elbe, und Afrika entdecken hieß, den richtigen Blick auf Dresden zu richten. Aber was ist der richtige Blick?

Am 1. November ist der Ethnologe Claude Lévi-Strauss gestorben und hat mir nachträglich Stichworte für meine Forschungsreise gegeben. Sein Aufenthalt bei den Urwaldindianern war für ihn ein Mittel, sich von der eigenen Gesellschaft zu distanzieren. Doch obwohl er bahnbrechende Erkenntnisse mitbrachte, sagte er danach: „Im Grunde bin ich wie ein Zombie durch das Gelände gestreunt, mit dem Gefühl, daß ich draußen blieb“ – genauso draußen wie dort, wo er herkam. Nun bin ich weder ein Zombie noch sind die Dresdner Bororo- oder Tupi-Indianer. Aber als Schriftstellerin gehöre ich zu den Außenseitern und heimatlosen Gesellen, und der Sinn meiner Arbeit besteht darin, den Blick – meinen und den der anderen – für das Fremde im Gewohnten zu öffnen. Die Stadt und die Republikhälfte, aus der ich komme, haben sich dadurch verändert. Und umgekehrt?

Wie oft wurde ich an unscheinbaren Ecken gefragt, was es um Himmels willen denn hier zu fotografieren gebe (eine Frage, die in der Altstadt, von der es genug Postkarten gibt, weit angebrachter wäre)! Und weil ich keinen Rangunterschied zwischen Graffiti und Grünem Gewölbe mache, meinten manche, ich kümmerte mich zu wenig um „Kunst und Kultur.“ Das erinnert mich daran, daß Lévi-Strauss mit seiner Arbeit gegen den Kolonialismus kämpfte, der das Fremde ausbeutet, die Ressourcen klaut und die Menschen versklavt, bis ihnen nur noch übrigbleibt, die kulturellen Reste als Folklore zu vermarkten. Trophäen für Touristen: Fruchtbarkeitssymbole, Traumfänger, Buddhatempel, Taj Mahal, Hamburger Michel, Dresdner Frauenkirche, Zwinger ...

Die Kehrseite des touristischen Blicks ist der Besitzerblick. Der Stolz auf „unsere“ Sixtinische Madonna zum Beispiel. Natürlich habe ich sie mir lange angeschaut und dabei im Augenwinkel die Schüler beobachtet, die auf dem Besuchersofa Klamauk machen. Lévi-Strauss hat solchen Banalitäten höchste Bedeutung zugemessen. Und hat nicht Novalis einen Blick, welcher „dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten“ gibt, den romantisierenden genannt? Ich habe sozusagen im Salon unter die Vitrine geguckt – und Geheimnisse entdeckt. Und da ich weder Tourismusmanagerin noch Bildungsreisende bin, habe ich mich auch im Keller, auf dem Dachboden und in den sanitären Anlagen umgesehen.

Überdies besitze ich als Wessi keine Waschtasche, sondern einen Behälter mit dem magischen Namen „Kulturbeutel.“ Darin habe ich meine eigenen Fundstücke gesammelt, Trümmerblumen, Inschriften, exotische Haltestellen oder eine kleine Kanalbrücke in Gruna – mit dem wunderbaren Effekt, daß mir später ein Dresdner dieselbe Brücke zeigte, auf einem Bild von Ernst Ludwig Kirchner: Noch so einer mit dieser kruden Sicht aufs Randständige! In der Grunaer Garagenlandschaft meinte

ich auch den Geruch des Ostens zu entdecken und bekam daraufhin von dem Dresdner Schriftsteller Michael G. Fritz sein schönes Buch „Der Geruch des Westens.“ Solche Antworten legen nahe, daß der richtige Blick womöglich nur die richtigen Fragen stellt.

„Wenn man *die* Menschen erforschen will, muß man sich in seiner eigenen Umgebung umsehen“, schrieb Lévi-Strauss. „Will man jedoch *den* Menschen erforschen, so muß man lernen, seinen Blick in die Ferne zu lenken.“ Mein Fernblick hat in Dresden den Menschen mit einigen offenbar unveränderlichen Eigenschaften wiedererkannt: Gier (die sich als Bekenntnis zum Wachstum tarnt), Harmoniesucht (die das Abweichende unterdrückt) oder ein aggressiver Fortschrittsglaube (der sich Konservatismus nennt). In der direkten Umgebung fand ich dagegen außergewöhnlich viele außergewöhnlich liebenswerte Einzelne, denen ich mich so nah fühlte, daß mir das Forschen komplett verging. Die Forscherin in mir ist allerdings geneigt, dies als eine besondere Eigenart des neuen Kontinents zu verbuchen.

In meinem Kulturbeutel nehme ich natürlich auch die Stimme der Straßenbahn-Märchenerzählerin („Posstplatzss“) mit. Als ich neulich in der Chemnitzer Tram dieselbe Stimme hörte, fühlte ich mich ein bißchen beleidigt – ein sicheres Zeichen, daß ich mich in Dresden heimisch fühle. Also höchste Zeit zu gehen. Denn ob man ihn nun den ethnologischen, den antikolonialistischen, den romantisierenden oder einfach den fragenden nennt – fremd muß der richtige Entdeckerblick bleiben. Afrika übrigens habe ich in Dresden nicht gefunden. Oder hatten Sie das erwartet?

in: Dresdner Neueste Nachrichten, Juli – November 2009